

Wie geht man mit einem Unrecht um, das bald 70 Jahre zurückliegt: „Das versunkene Dorf“ von Georg Lembergh.



Foto: Echo-Film

Nicht gebügelte Fernsehdokus

Das Filmfestival in Bozen hat diesmal auch Südtiroler Produktionen im Angebot. Die Filme, die Filmemacher – und ein paar Empfehlungen.

Eines wollte der Bootskapitän, der die Touristen über den Reschensee fuhr, nicht machen: Über die Felder fahren, die einst seiner Familie gehörten. Seit 1950 sind sie vom Wasser des Stausees begraben, nur der Kirchturm schaut noch aus dem Wasser. Und ist heute eine Touristenattraktion.

Der Turm, der stehen blieb, während die Kirche gesprengt wurde, ist das Symbol eines staatlichen Übergriffs. Er begrub ein ganzes Dorf im Wasser und zwang 70 Prozent der Dorfbewohner von Graun im Vinschgau zum Weggehen. Die erste Option 1939, die zweite 1950. Die Alten, die geblieben waren, zuerst in Baracken lebten und dann in den Neubauten mit Blick auf den See, mieden die „hässliche Pfütze“. Die Geschichte von Graun im Vinschgau ist ein Thema, das immer wieder auftaucht. Zuletzt wurde sie vom italienischen Erfolgsautor Marco Balzano in seinem Roman „Io resto“ aufgegriffen.

Die Geschichte vom Bau des Stausees, von der Montecatini mit aller Gewalt vorangetrieben, und

der Flutung des Dorfes wurde auch in der Familie des Fotografen und Filmemachers Georg Lembergh weitergetragen. Sein Großvater Anton Mayr war von Graun in den Dreißigerjahren nach Nordtirol ausgewandert. Ein Verwandter von Lembergh starb, als 1953 ein Linienbus in den See stürzte.

Das versunkene Dorf, produziert von der Bozener Albolina-Film, beim Filmfestival in Bozen im Wettbewerb für den besten Dokumentarfilm, ist Lemberghs erste große Arbeit. Bisher beschränkte sich sein Schaffen auf Imagefilme für Unternehmen. „Die Lernkurve“, sagt der Regisseur, „war also sehr steil.“ Der Film ist keine glatt gebügelte Fernsehdku, in dem Männer mit sonoren Stimmen eine runde Geschichte erzählen, nein, er handelt von Wunden, die immer noch nicht vergangen sind, aber er handelt auch davon, wie die Einstellung zum See sich verändert. Einer der Gesprächspartner im Film ist ein junger Kite-Surfer. Vielleicht, sagt er, kommt auch einmal Oma vorbei und schaut mir zu.

Lembergh hat bereits 2005 mit Vorarbeiten für seinen Film begonnen, er hat um die 25 Zeitzeugen befragt. Manche von ihnen sind während der Arbeit gestorben wie Peppi Plangger. Wenn jemand nach Graun kam und etwas über den See wissen wollte, verwies man ihn an Plangger. Er starb 2014 – und Lembergh musste sein Konzept für den Film verändern.

Das versunkene Dorf beschränkt sich nicht darauf, das Unrecht zu beweinen. Er zeigt auch, wie man mit ihm in der Gegenwart anders umgehen kann. In einer Szene betritt der Schriftsteller Sepp Mall sein altes Heimathaus, schaut auf den See hinaus und sagt, er wolle dieses Bild nicht



Was bedeutet es, wenn jemand nichts über seine Herkunft weiß: Markus Martiner in „Die fünfte Himmelsrichtung“ von Martin Prinoth.

missen. Wenn das Wasser abgelaufen war, spielte er auf dem Grund des Sees mit seinen Freunden Fußball.

Georg Lembergh beschränkt sich in der Endfassung auf eine Handvoll Zeitzeugen. Sie führen durch den Film genauso wie die Jahreszeiten oder alte Fotografien und Filmaufnahmen, die er aus diversen Archiven zusammengetragen hat. Darunter eine österreichische Wochenschau aus dem Jahr 1950, die von der Flutung des Dorfes berichtet.

Es gibt Aufnahmen, die den See leer zeigen, zeigen, wie klein der Mensch angesichts der Technik ist, wie aber auch neue Schönheit entstanden ist. Am Ende wird *Das versunkene Dorf* auch ein wenig eine Heldengeschichte, wenn Albrecht Plangger zu Wort kommt, der frühere Bürgermeister von Graun und jetzige SVP-Kammerabgeordnete. Heute ist die Gemeinde am Stausee beteiligt.

Der Film ist keine Schwarz-Weiß-Geschichte. Sie zeigt die Wut über das Unrecht, die Hilflosigkeit – und dass Veränderung möglich ist. „Man kann“, sagt Lembergh, „nicht auf ewig innehalten und trauern.“ Zu sehen ist der Film am 12.4., Ariston Meran (20.30 Uhr, mit Zeitzeugen), am 13.4. und 14. 4. im Filmclub in Bozen (17.30 bzw. 14 Uhr).

Acht Filme stehen beim Filmfestival Bozen (es hat am Dienstag begonnen, *filmfestival.bz.it*) im Wettbewerb um den besten Dokumentarfilm. Sie kommen aus Italien, Österreich, Deutschland und der Schweiz. Darunter:

The poetess. Darin erzählen Stefanie Brockhaus und Andreas Wolff, wie die saudi-arabische Dichterin Hissa Hilal die patriarchalische Gesellschaft

herausfordert, als einzige Frau im Finale des Poesie-Wettbewerbs von Abu Dhabi. Sie zeigt ihr Gesicht nicht, um sich zu schützen, verhüllt kann sie frei reden. Eine Widerstandsgeschichte, sehenswert allein schon wegen des Satzes: „Wer Frauen isoliert, isoliert die Seele der Gesellschaft.“

Wildes Herz von Charly Hübner über Jan „Monchi“ Gorkow, den Frontman der Punkband „Feine Sahne – Fischfilet“. Er stemmt sich mit seiner Band in Ostdeutschland gegen den Vormarsch von Rechten und Rechtsradikalen.

Willkommen in der Schweiz von Sabine Gisiger. Anhand eines kleinen Schweizer Dorfes macht sie deutlich, wie verhärtet die Positionen in der Flüchtlingsfrage sind. Ein Lehrstück, das mit ungewöhnlichen Perspektiven arbeitet und auch in Südtirol spielen könnte.

La botta grossa über das Erdbeben von 2016 in Mittelitalien. Die Doku von Sandro Baldoni, selber vom Beben betroffen, beantwortet wichtige Fragen: Wie sich selber helfen, was bedeutet es, wenn die Erde sich auftut, man alles verliert? „Es ist“, sagt einer der Gesprächspartner, „als würde man seine Identität verlieren.“

Ebenso sehenswert ist *Oasen der Freiheit*, in dem sich Martin Hanni und Kurt Langbein auf Spurensuche nach anarchistischem Leben begeben: Es gibt Alternativen.

Um Identität geht es auch in *Die fünfte Himmelsrichtung* von Martin Prinoth. Sein Film, mitproduziert von der Bozner Echo-Film, beginnt eigentlich am 1. Juni 2009, als eine Maschine der Air France auf dem Flug von Rio de Janeiro vor der

„Mein Film über Graun und den Stausee war mein erster großer Film. Da war die Lernkurve natürlich schon sehr steil.“

Georg Lembergh,
Filmregisseur



Foto: Albolina-Film

Kammerspiel in den Bergen, mit der Natur als heimlicher Hauptdarstellerin: „Drei Zinnen“ von Jan Zabeil.

Küste Brasiliens in den Atlantik stürzt. Unter den Toten Georg Martiner, Adoptivkind aus St. Ulrich in Gröden, er war in Brasilien auf der Suche nach seiner leiblichen Mutter gewesen.

„Mich hat getroffen“, sagt der Regisseur, „wie ein Mensch, der nicht weiß, woher er kommt, einfach in den Weiten des Ozeans verschwindet. Er kam aus dem Nichts und endet wieder im Nichts.“

Die fünfte Himmelsrichtung ist Prinoths erster Dokumentarfilm. Ihn interessierte die Frage, wie wichtig es für Menschen ist, einen Startpunkt zu haben, sich an die Erzählungen der Mutter erinnern zu können. „Ich glaube“, sagt der Regisseur, „man tut sich sonst schwer, eine Vorstellung von der eigenen Zukunft zu entwickeln.“

Prinoth hat sein Handwerk an der Kunsthochschule in Hamburg, Abteilung Film, gelernt. 2013 schloss er das Studium ab, er lebt jetzt fix in der Stadt mit seiner Frau, der Bühnenbildnerin Martina Mahlknecht, und den zwei kleinen Kindern. Er arbeitet als Autor, Regisseur, Produzent und Kameramann. In dieser Woche stellt er seinen Film am 11.4. in Bozen vor, am 12. in Hamburg, und am 14. hat am Thalia-Theater in Hamburg „Hänsel und Gretel“ (Regie: Ene Liis Semper und Tiit Ojasoo) Premiere. Dort spielt er als Livekameramann mit. Er filmt, sichtbar für

die Zuschauer, die Einstellungen werden live geschnitten.

Martin Prinoth hat sich jetzt mit Markus Martiner, dem Adoptivbruder von Georg Martiner, noch einmal auf die Suche nach dessen Wurzeln begeben. Die Kinder waren in den Achtzigerjahren nach Italien gekommen, in der Zeit nach dem Sturz der Militärdiktatur in Brasilien als Kinder wild adoptiert worden – es gibt darüber keine Dokumente.

Markus Martiner lebt heute in München. Im Film kehrt er in seine Heimat zurück, in die Kindheitsheimat in St. Ulrich, wo er immer als einer von außen betrachtet wurde, und in die Heimat seiner Mutter, wo sich die Spurensuche als vergeblich erweist. Es kommt zur Krise zwischen dem Protagonisten und dem Regisseur. Der Film beschönigt den Konflikt nicht. „Ich wollte nicht vorgaukeln“, sagt der Regisseur, „ich hätte alles im Griff gehabt, es stellte sich immer wieder die Frage, wie weit darf man gehen.“ Am Ende ist es eine mitnehmende „Fahrt ins Innere“.

„Die Identität gibt es nicht“, sagt Prinoth, „ich bin nicht mehr der, der ich war, als ich aus St. Ulrich weggegangen bin.“ Den Film gibt es am 13.4. (14.30 Uhr) im Filmclub in Bozen. Acht Filme nehmen auch am Wettbewerb für den besten Spielfilm teil. Darunter:

A Ciambra von Jonas Carpignano, einem der Jungstars des zeitgenössischen Kinos – der US-Amerikaner lebt in Gioia Tauro in Kalabrien. Dort spielt *A Ciambra* zwischen Romas und Schwarzen. Pio, 14, ein junger Rom, will es seinem Bruder nachmachen, doch der Weg führt unweigerlich in die Kriminalität. Ein zupackender Film, fast wie eine Dokumentation, den Figuren sehr nah, dennoch sehr trostlos.

Chi salverà le rose von Cesare Furesi, eine tragikomische Geschichte eines alternden homosexuellen Liebespaars. Oder *Es war einmal Indianerland* von Ilker Catak über einen jugendlichen Boxer, tragisch, komisch, mit eigenwilliger Form, eigenwilligem Rhythmus und der pulsierenden Musik von Acid Pauli.

Und dann ist da noch *Drei Zinnen* von Jan Zabeil, mitfinanziert von der Südtiroler Filmförderung und mitproduziert von der Bozner Echo-Film. Ein Kammerspiel in den Bergen, mit Aussicht auf Südtirols Symbolberg – drei Zinnen, drei Charaktere. Eine Frau, ihr Sohn und der Neue, das ist die Konstellation, die sich immer mehr zuspitzt, in der Natur spiegelt sich das Innenleben. Es kommt unweigerlich zum Showdown. Intensiv, aber ein bisschen vorhersehbar (am 12.4., 21 Uhr, im Filmclub Bozen).

Georg Mair